

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

18.4.1926 (No. 16)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 16



18. April 1926

C. A. V o ß / J o h a n n H e i n r i c h V o ß*

(geb. am 20. Februar 1751 in Sommersdorf (Mecklenburg), ge. 29. März 1826 in Heidelberg).

Sein Leben.

Johann Heinrich Voß wurde am 20. Februar 1751 (1½ Jahre nach Goethe) in dem Dorfe Sommersdorf, unweit des Städtchens Waren in Mecklenburg-Schwerin, geboren. Nur bis zum Großvater des Dichters reicht die Ueberlieferung der Familie und die historische Forschung. Dieser Großvater war ein leibeigener Rademacher auf dem Malhan'schen Gute Grubenhagen bei Teterow in Mecklenburg. Dort mögen die Voß'schen Ahnen, der Scholle verhaftet, im Dunkel der Leibeigenschaft Jahrhunderte hindurch gesichtslos gesehnen haben. Des Dichters Vater war schon eine besondere Natur, der aus sich selbst eine Art sozialen Aufstiegs vollzog. Er verließ das Handwerk, trat, um die Welt zu sehen, in die Dienste eines Lübeckischen Domherrn, der vorübergehend Gesandter in Berlin war, und begleitete ihn auf seinen Reisen. So konnte er dem Sohne aus eigener Anschauung von der „Rauhigkeit“ des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I., von der Anmut des Kronprinzen Friedrich erzählen. Er wußte ganze Stellen aus den in Hamburg gehörten Opern auswendig, er hatte die Hamburger Dichterberühmtheiten Brockes und Hagedorn gesehen und „dem letzteren sogar an der Tafel seines Herrn gerne mit feinerem Weine das Glas gefüllt und seinen Scherzen gelauscht“. Als der Vater 30 Jahre alt war, stellte er sich auf eigene Füße, pachtete mit dem Ersparten ein Vorwerk, heiratete und bekam in glücklicher Ehe vier Töchter, die er aber samt der Mutter durch frühzeitigen Tod verlor. Nach Ablauf seiner Pacht zog er im Winter 1750 nach Sommersdorf und knüpfte dort ein neues Band mit Katharine Dorothee Carstens, der Tochter des Dorfküsters und der vertrautesten Freundin seiner ersten Frau. Diesen Eltern wurde Johann Heinrich Voß als voreheliches Kind am 20. Februar 1751 geboren. Keine Spur führt darauf, daß Voß je selbst von seinem nicht legitimen Ursprunge wußte, erst die literaturhistorische Forschung hat ihn nach seinem Tode in den Kirchenbüchern entdeckt. Im März 1751 schloß Voß, der Vater, den neuen Ehebund und siedelte dann nach dem schwerinschen Städtchen Penzlin über, wo er, wie Voß in seinen „Erinnerungen“ erzählt, „den Zoll von den Baronon Malzahn und ein Haus mit einigen Gärten, samt der Gerechtigkeit des Brauens und Brennens, gekauft hatte. Er ward wohlhabend, auch durch Nebenerwerb mit der Feder, als deutscher Sachwalter“. Penzlin, damals ein Städtchen von kaum 2000 Seelen, wurde so des Dichters eigentliche Jugendheimat. Allmählich wurden ihm, dem Erstling, noch vier Geschwister nachgeboren. Nur eine Schwester erreichte reifere Jahre, sie starb, 24jährig, an der Schwindsucht. Der jüngste Bruder Gustav erlag 1771 im zehnten Lebensjahr den Blattern; er war ein sehr begabtes Kind, dem man noch Größeres weisagte, als seinem älteren Bruder.

In Voßens frühesten Kindertage fiel der Siebenjährige Krieg (1756 bis 1763). Die wirtschaftlichen Krisen, die er herbeiführte,

zerstörten den bescheidenen Wohlstand des Vaters von Grund auf. Im „Hungerjahre“ 1770 mußte er Haus und Hof verkaufen und von da bis zu seinem Tode (1778) durch Halten einer sogenannten „Klippische“ sich kümmerlich sein Brot verdienen. Die Verarmung war so groß, daß die Eltern schon für den Sohn an ein Handwerk dachten. Durch Bitten und Tränen erkämpfte er sich das Weiterstudium. So kam er 1766 (15 Jahre alt) auf die Latein-Schule in dem nahegelegenen Neu-Brandenburg. Johann Heinrich verlebte dort 3 Jahre in fleißiger Arbeit und in bitterster Armut. Er brachte sich mit Freitischen und den mitgegebenen, von Zeit zu Zeit erneuerten Vorräten der Mutter mühsam durch. Als die Schulzeit zu Ende ging, schien seine Lage trostlos. Kein Rückwärts — denn er war geistig zu weit, um zum Handwerk oder zum Landbau zurückzukehren — kein Vorwärts, denn der Weg zur Hochschule schien bei der Verarmung der Eltern auf immer verbaut. Da kam eine unerwartete Rettung. Einer der Adligen der Umgegend, der Klosterhauptmann von Derken auf Ankershagen, bot ihm eine Hauslehrerstelle an. Für den 18jährigen, unstudierten Jüngling keine geringe Auszeichnung. Im Herbst 1769 übernahm er die neue Stelle.

Dieses Hauslehrerleben sollte für Voß die härteste Zeit seines Daseins werden. Demütigungen und Kränkungen trafen den Empfindlichen und Stolzen im innersten Kern seines Wesens. Dort sog Voß jenen Adelskraf ein, der ihn sein ganzes Leben begleitete und noch in seinen späten Gedichten widerklingt. Jene Jugendeindrücke waren es, die ihn zuerst in der französischen Revolution jubelnd den Sturz des Feudalismus begrüßen ließen. Aus diesen unmittelbaren persönlichen Erfahrungen — und nicht etwa aus dem Glauben an Rousseausche Utopien — kämpfte er zeitweilig gegen Mittelalter und Romantik mit allen Waffen moderner Aufklärung und des antiken Demokratismus.

Doch gerade in dieser härtesten Zeit seines Lebens fand er die Verbindung, die ihm den Weg zum Aufstieg weisen sollte. Dicht bei Ankershagen, in dem Kirchdorf Groß-Vielen, war Ernst Theodor Johann Brückner Ortspfarrer, der sich schon als Schriftsteller einen Namen gemacht hatte. Ihn lernte Voß kennen, dort fiel ihm der Göttinger Musen-Almanach in die Hand, den Heinrich Christian Voie herausgab. Voß schickte Proben seines Talents an Voie, ein Briefwechsel entspinnt sich und auf Voies Einwirkung hin entschließt er sich 1772 (21jährig, zunächst als Student der Theologie) die Hochschule in Göttingen zu beziehen; Privatstunden und sonstige in Aussicht gestellte Hilfen sollten die finanzielle Grundlage schaffen.

Für Voß wurde die Göttinger Zeit der wahre Wendepunkt und Mittelpunkt seines Lebens. Das Vorher scheint nur wie eine Vorbereitung, das Nachher nur wie eine Ausführung; in Göttingen ward er als Dichter, als Gelehrter und als Charakter der Mensch, der er unverändert bis an sein Ende blieb. Dort fand er die Freude fürs Leben, dort schloß er den Bund mit Stolberg, der später so ernste, tragische Bedeutung für ihn gewinnen sollte, dort brach er endgültig mit der Theologie und wandte sich ausschließlich dem Studium der Alten, der Sprache und der Poesie zu. Dort endlich öffnete sich ihm der Weg zu der Frau, die dann in 49jähriger innigster Ehegemeinschaft sein wahrhaft zweites Ich wurde und ohne die Voß als Mensch und Dichter garricht vorstellbar ist. Es muß eine Zeit glücklichsten Ueberschwangs für Voß gewesen sein. Die Eisdecke, die bisher winterschwer über seinem Leben

* Voß hat selbst eine kurze Lebensgeschichte von sich für das Konversationslexikon von Brockhaus verfaßt (Abriß meines Lebens von Johann Heinrich Voß, 1818 in wenigen Exemplaren bei Fröbel in Rudolstadt gedruckt). Außerdem hat er in einer kleinen Schrift „Erinnerungen aus meinem Jugendleben“ seine Kinderzeit in Penzlin vom Sommer 1751 bis zum Frühling 1766 geschildert. Diese „un glaublich anmutige Jugendbiographie“, wie sie Voßens Landsmann Nebuhr nannte, ist wohl von allen seinen Profilschriften die angelegentlichste (abgedruckt in: „Briefe von Johann Heinrich Voß I. Seite 3 bis 37“).

gelegen, barst und ein wonnevoller Lebensfrühtling brach für ihn an. Göttingen war damals die Fürstin unter den deutschen Hochschulen. Gerade für die Studien poetischer und philologischer Art, denen Vohens Neigungen galten, lehrte ein in Deutschland und darüber hinaus hochangesehener Mann, der Philologe Heyne, mit dem Voh später freilich in bittere Fehde geraten sollte. Ein Kreis von jungen Studierenden sammelte sich um Voh, die alle wie er in Klopstock, dem Sängler des Messias, ihren Führer sahen, sich „Barden“ nannten und allesamt trunken waren von Jugend, Freiheitsdurst und erhofftem Dichterruhm.

Am 12. September 1771 zogen sechs dieser Jünglinge, mit Voh und Höltz an der Spitze, nach dem nahe bei Göttingen gelegenen Dorfe Weende. „Der Abend (so schreibt Voh an Brüdner) war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, saßen uns alle bei den Händen, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns ewige Freundschaft.“ So wurde der „Hainbund“ gegründet und Voh durch das Los zum Ältesten gewählt.

Sein persönliches Schicksal knüpfte sich aber um diese Zeit erneut an den Namen Voie. Heinrich Christian Voie, der ihn nach Göttingen gerufen, stammte aus einem Pfarrhaus. Sein Vater lebte mit der Mutter und drei Töchtern als Hauptpastor in Flensburg. Ein eifriger Briefwechsel ging zwischen dem Bruder und den Schwestern hin und her und so machte es sich, daß Voh allmählich in einen Briefverkehr mit der dritten Tochter Ernestine kam. Sie ward als „Selma“ der Gegenstand seiner Dichtung. Ein Jahr lang dauerte jener anfänglich spielende, bald wärmer, bald ernster gehaltene Briefwechsel des angehenden Dichters mit dem „Flensburger Mädchen“, bis sich die Beiden das erstmal sahen. 1774 besuchte Voh das Pfarrhaus in Flensburg, erkrankte dort lebensgefährlich und die Genesung endete mit einem Verlöbniß.

Nun folgen Jahre der Vorbereitung, eine Wartezeit auf Amt und Ehe. Die finanziellen Mittel schuf die Herausgabe des Göttinger Mufen-Almanachs. Voh verlebte jene Zeit nach Beendigung seiner Universitätsstudien von 1775 bis 1778 in Wandsbek bei Hamburg in engem persönlichem Verkehr mit dem nahe wohnenden Klopstock und mit Mathias Claudius, dem berühmten „Wandsbeker Boten“, dem Dichter der heute noch vollstümlichen Lieder: „Der Mond ist aufgegangen“ u. a. m. Dort in Wandsbek ist Voh auch auf den abenteuerlichen Plan verfallen, sich dem badischen Markgrafen Karl Friedrich als — „Landsdichter“ anzubieten. Das sollte ein Mann sein, „den Herz und Pflicht antreiben, die Sitten des Volks zu verbessern, jede Einrichtung des Staates durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und ein regeres Gefühl seiner Würde beizubringen“. Voh hat nie eine Antwort darauf erhalten; ob der wunderliche Brief überhaupt in die Hände des Markgrafen gelangte, ist noch unangeführt. 1777 schloß Voh die Ehe mit Ernestine Voie. 1778 wurde ihm die Rektorstelle an der Lateinschule in Otterndorf im Lande Hadeln, westwärts von Hamburg, angeboten. Hochbeglückt nahm sie das junge Paar an. In Otterndorf ließ Voh 1781 seine Uebersetzung der Odyssee, da sich kein Verleger fand, im Selbstverlag erscheinen. 1782 folgte dann der Ruf an die Lateinschule nach Cutin, wo Voh 20 Jahre seines Lebens, vom 31. bis zum 31., wohnen und wirken sollte.

In Cutin reifte die Saat, die in Göttingen gestreut worden war, zur reichen Ernte. Dort schuf er seine „Luise“, die der Niederlag seiner Eindrücke aus dem Pfarrhausleben im schwiegerväterlichen Hause in Flensburg war — der alte Voie wurde das Vorbild seines „Pfarrers von Grünau“ — und die seinen Dichterruhm begründete. Dort in Cutin erhielt seine Odyssee die endgültige Fassung, dort gab er die Gesamtübersetzung des Homer, des Vergil, heraus, dort erlebte er den ihn so tief erregenden Bruch mit Stolberg, als dieser am 1. Juli 1800 zu Pfingsten in der Hauskapelle der Fürstin Gallizin in Münster zum Katholizismus übertrat und, wie Voh in seiner späteren Streitschrift gegen ihn sagt, ein „Unfreier“ wurde. Als der „Cutiner Schulmeister“, im Schlafrock und mit der langen Pfeife in seinem Hausgarten unter Zliederbüschen wandelnd und Hexameter ständierend, ist Voh in die Vorstellung der Gebildeten Deutschlands eingegangen, so hat ihn Geibel besungen, so hat ihn Reuter geschildert.

Im Jahre 1802 brach Voh die Brücken in Cutin ab. Als äußerer Grund galt seine zunehmende Kränklichkeit. Der innere Grund aber war der Bruch mit Stolberg. Beides stand wohl in Wechselwirkung: die körperliche Erschöpfung war eine Folge der seelischen Kämpfe.

Man wollte den milderen Süden aufsuchen und dachte zuerst an Mitteldeutschland. Von 1802 bis 1805 ließ sich das Ehepaar in Jena nieder, wo der Weimarer Kreis, Schiller und besonders Goethe, lockten. Für uns Deutliche hat es fast etwas Belustigendes, zu sehen, wie sehr sich Voh damals gegenüber Goethe als der

Gebende, wie sehr sich Goethe als der Empfangende fühlte. Für Goethe ist diese Haltung unendlich bezeichnend. Er erblickte und ehrte vor allem in Voh „den tüchtigen Mann, der etwas kann“, den Spezialisten, und übte der bewährten Brauch, von ihm zu lernen. Er forschte nach Vohens metrischer Technik und gab ihm seinen Keinecke Fuchs zur Korrektur. Vohens Weggang von Jena im Jahre 1805 erschütterte Goethe auf das tiefste. Bekannt ist die Szene, in der er diesem Gefühl den stärksten Ausdruck gab. Er ging — es war neun Tage nach Schillers Tod —, selbst kaum von schwerer Krankheit genesen, im Park von Weimar spazieren, an dem Tage, wo er durch Niemer den Entschluß von Voh erfahren hatte. Heinrich Voh, des Dichters ältester Sohn, der Goethe sehr nahe stand, begegnete ihm. Goethe fuhr ihn in heftiger Erregung an: „Schillers Verlust mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Verletzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht.“ Dann ging er einige Minuten stumm weiter und ergriff endlich die Hand des jungen Freundes, schüttelte sie mit Festigkeit und der Sturm war vorüber.

Den Anlaß zu Vohens Uebersiedelung nach Heidelberg hatte die Bekanntschaft mit Weinbrenner gegeben, den Voh auf einer Reise nach dem Süden im Jahre 1804 kennen lernte und bei dem sein vorletzter Sohn, Hans Voh, in der Lehre war. Die beiden Männer saßen eine starke Neigung zueinander, die bis zu ihrem Tode bestehen blieb, der sie beide im ersten Halbjahr 1826 ereilte. Weinbrenner bestimmte den Kurfürsten Karl Friedrich, Voh für die erneuerte Universität Heidelberg zu gewinnen; man bot ihm 500 fl. und freien Umzug, wenn er als „amifos förderndes Mitglied der Universität“ in Heidelberg seinen Aufenthalt nehme; irgend eine Lehrtätigkeit wurde nicht verlangt. Am 15. Juli 1805 trafen die Vohens in Heidelberg ein und es sollte ein dauernder und der längste Aufenthalt ihres Lebens werden.

Mit Vohens Uebersiedelung nach Heidelberg endete seine eigentliche Dichteraufbahn. Die poetische Ader schien in dem 34jährigen erloschen. Aber seine ungeminderte, zähe Arbeitskraft, seinen festbegründeten Ruhm, das ganze jugendliche Feuer seines Wesens stellte er von nun ab in den Dienst des Kampfes gegen den neuen Geist der Romantik, der Mystik, der Schwärmerie für Mittelalter und Katholizismus. Er, der „Bard“, der in der Göttinger Hainbundszeit so „deutsch“ geschwärmt und gefungen hatte, stand der nationalen Erhebung der Freiheitskriege, die ihm eben durch solche schwärmerische Romantik und unklare Jugendlichkeit entstellt schien, ohne jede innere Beziehung gegenüber. Nur der politische Glaube an die Freiheitsideale seiner Jugend lebte in alter Kraft in ihm weiter. Seiner Mitwelt erschien der alternde Voh wie der Ueberlebende einer untergegangenen Welt, und doch war er in vielen seiner politischen Anschauungen ein vorweggenommener 1848er, ein Vorläufer der Paulistriche. Noch Vohens realistisch-positiver, leidenschaftlicher Art ward ihm der Widerstreit der Weltanschauungen zu einem Kampf der Personen. In dem nun fast 20 Jahre zurückliegenden Uebertritt Stolbergs zum Katholizismus, den er innerlich nie verwunden, sah er das typische Beispiel eines Sieges alles dessen, was ihm die Vernichtung seiner heiligsten Ideale von Freiheit, Menschenwürde und Menschen Glück bedeutete. Und so schlenderte er denn aus seiner stillen Behausung im Schatten der Heidelberger Peterskirche, wo er mit seiner Ernestine, den zahmen Vogel in der Hand, zwischen dem selbstgezogenen Rosen und Blumen wandelte oder in den Maulbeerbaum stieg, um seine Lieblingsfrüchte zu naschen — aus dieser gemütvoll abgeschlossenen Hausidylle heraus schlenderte er nun wie ein Antipapst der Aufklärung den Bannfluch gegen Stolberg. Im Jahre 1819 ließ der damals 68jährige seine Streitschrift: „Wie war Frh Stolberg ein Unfreier?“ in der von dem Heidelberger Theologieprofessor Paulus herausgegebenen Zeitschrift „Sophronikon“ erscheinen. „Zeugen muß ich“ — so leitete er seine Schrift ein — „und will ich, ein Greis gegen den Greis, eingedenk, daß wir bald jenseits, wo kein Ritter noch Pfaff schaltet, den Gebrauch der anvertrauten Talente verantworten müssen. Nicht krank und getrost für die Wahrheit gezeugt zu haben, wäre das erste, was ich nach dem Erwachen aus dem letzten Schlummer zu bereuen hätte.“ Alle Bedenken, daß er den ehemaligen Freund nicht nur als Poet, sondern auch in seinem persönlichen Leben bloßstellte, galten dem Wahrheitsfanatiker nichts. Die Schrift erregte ungeheures Aufsehen, sie teilte vorübergehend ganz Deutschland in zwei Lager, für und gegen Voh und Stolberg.

Noch 8 Jahre nach diesem heftigsten Ausbruch seines Dichtertemperaments hat Voh in Heidelberg gelebt, in ungebrochenem Eifer seinen philologischen und poetischen Studien ergeben, unberührt von den leidenschaftlichen Angriffen, die er ob jener Streitschrift erfuhr, weiter kämpfend für die Sache der Aufklärung, „des Lichtes gegenüber den Mächten der Finsternis“, getrost und fest in dem festen Glauben an sein Recht und das Recht seiner Sache — bis dem 75jährigen am Abend des 29. März 1826 ein sanfter Tod „unter sinnigen Freundesgesprächen“ schmerzlos hinwegnahm.

(Schluß folgt.)

Friedrich Singer / Lob der Ebene.

O Ebene! Du ungeheures Mund!
 Wo sich der Geist anstoben kann im Weiten,
 Wo sich die Seele nirgends flügelst wund
 Wie in des Felsgebirges Grausamkeiten!

Ohne Zweifel: die Ebene ist bisher von der erdrückenden Masse unserer Naturfreunde als wanderunwürdig verachtet worden. Als ich diese Meinung neulich einem hochgebildeten, kunstverständigen Manne gegenüber beiseiden äußerte, entgegnete er mit überlegenem Spott: Wir haben ja gar keine Ebenen! Ich hätte ihm gerne geraten, vom Fuße des Schwarzwaldes über die Fläche da, wo sie am breitesten ist, zum Rheine zu wandern und wieder zurück: und dies an einem brennenden Sommertage bei wolkenlosem Himmel. Sicherlich, der wohlweise Spötter wäre bekehrt worden. Er hatte freilich an die unendlichen Ebenen in Frankreich, Norddeutschland und Rußland gedacht und dabei übersehen, daß unsere Rheinebene ihre ganz besonderen Reize hat. Ein anderer meinte: „Ganz richtig! Unsere Ebene in Baden hat ihre Schönheiten; aber sie sind weitverstreut, so daß das Wandern leicht langweilig und ermüdend wirkt. Warum haben Sie gerade den Narren daran gefressen, zu Fuß dieses oft so leere Gelände zu durchziehen? Da nimmt man doch lieber sein Zweirad her, oder noch besser, man setzt sich ins Auto und faßt auf der schier ewigen, schnurgeraden Rheinstraße dahin. Denn die Möglichkeit zu rasender Bewegung, das ist ja der Stimm und die Seele der Ebene!“ Ich ließ den guten Ratgeber für sich recht haben und zog wie alljährlich zur Zeit des Vorfrühlings hinaus in die grau und ernst sich behende Weite.

Nach einer halben Stunde rüstigen Schreitens auf sanft abwärts gleitendem Landsträßchen liegt die Zone der fruchtbaren Obhvorhügel im Rücken. Das behäbige Dorf am Talaußgang schiebt die Vorposten seiner letzten Häuser noch hinaus auf die kahle Fläche. Denn zurückgeblieben sind die Haine der ehrwürdigen, rindenrissigen Kirschbaumreihen, die Schwärme der dicht ineinander gedrängten schwarzäugigen Frühweißchen. Grasland, vom winterlichen Frost noch dürrbraun, und da und dort mehr oder weniger magere Ackerchen tun sich vor dem unruhig umherschweifenden Blicke auf. Zwar versuchen zwei Zeilen krüppeliger Birn- und Apfelbäume den Landweg zu begleiten. Aber bald kommt ihr Vormarsch im sauren Boden zum Stoden. Wer freilich zittert vor jeder Berührung mit der Schwermut, der möge dahinten bleiben. Das Unendliche muß heroisch ertragen werden. Im Gebirge bist du oft ein Ding unter Dingen. Brüderlich umarmst du den Baum; Fels, Busch und murmelnder Forellenbach sind nah zusammengeklüfft in der traulichen Enge des Talkessels. Ein Stückchen Himmel blaut lieblich hoch oben zwischen den dunklen Tannenpyramiden. Du fühlst dich behütet und geborgen. — Hier aber bist du schutzlos dem Ewigen preisgegeben; der ins Leere hinausgeschobene Horizont trägt nur mit Mühe die ungeheure Himmelskuppel; von allen Seiten scheint das Riesige des hohen Welt-raums auf dich einzudringen, loszustürzen, und keine Flucht kann dich erretten aus diesem Schauer vor der Grenzenlosigkeit der Schöpfung. Wie winzig bist du, o Mensch, auf der einsamen Ebene! Wohl — die Berge kannst du erklettern und dich deines Schein-sieges triumphierend rühmen. Aber kehre heim in die uralte heilige Ebene, in das streng und nuerbittlich sich behnende Flach, und du fühlst, daß hier härtere Gesetze gelten, daß der Herr der Erde hier ein elender Zwerg bleibt, den nur die unsäglich leuchtende Luft des frei hinschweifenden Blicks wieder vergöttlicht. Wohl dem, der so vergesslich die Ebene mit Hirn und Herz erfahrt hat! Befreit atmet er auf, während er immer tiefer in ihren stillen Bereich eindringt, und das Erhabene, Heroische überfließt ihn, bis es ganz in sein Blut eingeht.

Und der Wanderer folgt einem jener vielverschlungenen Bäche, die sich alle so täuschend gleichsehen: beim Eintritt in die Ebene biegen sie aus ihrem bisher nordwestlichen Lauf nach Norden um und folgen so der allgemeinen Senkung der Fläche. Zwischen düstern Erlen, Weiden und magern Pappelstangen ziehen sie langsam, fast traurig dahin. Manchmal mündet ein Wiesengraben von links oder rechts: wie Milch und Kaffee mischt sich dann das kristallne Gebirgsquellwasser mit dem Ruck aus braunmoorigem Gelände. Immer dunkler wird des Baches Fluß, und doch bleibt

sie klar durchsichtig und huscht zuweilen wieder leicht erregt und rieselnd über weiß leuchtende und buntsfarbige Kiesel. Amso lieblicher zeichnen sich dann im zitternden Spiegel die zarten Mädchen-gestalten der schleiertragenden Birken. Noch hängen ihre Köpchen hart und verschlossen an den fröhlichen Zweigen, aber die finstern Erlen tragen bereits den Brautschmuck offen und stolz zutage. Purpurrote, gelbgeputzte Troddeln zieren zu Tausenden Busch und Baum, und die vom lauen Winde losgeschlagene Wolke goldnen Blütenstaubs senkt sich in sehnächtigen Träumen auf die noch feuriger lockenden, kurzstieligen Stempelblüten. Die sonst so trüb-sinnige Baumfamilie gibt sich jetzt ganz der Lust des Vorlängstes hin. Und der Wanderer lauert auf dem Bordstein der gewölbten alten Brücke und sieht im mannstiefen, stillstehenden Gumpen die blühschnellen Stacheln hin- und herschießen. Wälder gibt es in diesem Teil der Ebene keine; denn man kann doch nicht Wald heißen, was ab und zu an Baumbeständen im nassen Bruch auftaucht! Nicht umsonst liegen in dieser Gegend die vielen Dörfer und Weiler auf -hurst: Samshurst, Unzhurst, Malch, Breit-, Dutenhurst. Denn Hurst bedeutet hier wohl ein stehengebliebener Nest eines einst gewaltigen, aber im Laufe der Jahrhunderte fast ganz ausgeholzten Waldgebietes. Dafür erscheint diese Landschaft in mitunter ganz überragender Schönheit wie ein Park, in dem die Gruppen nicht sehr hoher, aber mächtig breitgebauter Eichen besonders malerisch wirken. Alle feuchtigkeitsliebenden Bäume, von der Esche und Espe bis zur Salweide, bezeichnen in der Ferne mit feinabgestufter Gliederung den Gang der zahllosen Wasserläufe. So kommt es, daß man aus der Welt des freien Blicks oft plötzlich in eine Teillebene gelangt, wo man hinter lauter Baumgittern gefangen zu sitzen glaubt. Bis sich schließlich hinter dem Vorhang eines dünnbestandenen, märchenhaft milden Waldes aus lauter gradstämmigen, schloßweißen Birken ein verschollenes Dorf regt und uns mit kräftig-bäurischem Zwiebelturm in die Wirklichkeit zurückruft. Dann wandert man raschen Schrittes auf die unbekannte Ortschaft zu, um beim Austritt aus dem Buchwäldchen erkannt innezuhalten, wenn über der ersten Friedhofmauer sich ein Kranz dunkelgrüner Fichten erhebt. Diese künstlich hier angepflanzten, sonst nur ungern in der Ebene gedeihenden Schwarzwaldbäume wirken hier mit ihren äußerst regelmäßig gerateten ausländische Holzarten — Zypresse, Thuja und Zeder. Und weiter geht es durch Dörfer, die den Stempel einer gewissen Wohlhabenheit an der Stirn tragen, sofern ihre Bemerkung nicht allzu hoffnungslos in Bruch und Ried oder Sand und Kies eingebettet ist; durch Dörfer, wo oft vor jedem der sauberen Häuschen eine hübsch-gezimmerte grüne Bank zu friedlichstropher Feierabendplauderei der Nachbarn einlädt. Und wieder zielt der durch keine Steigung behinderte, rhythmisch beschwingte Wanderschritt hinaus auf die schrankenlose Bahn baumleerer Flur. Solch gedankenvoll spielendes Wandern, solch ein Schreiten wie im Tanz gibt es nicht auf holprig-steinigem Gebirgsfuß. Und — o Bild voll Kraft und Kühnheit: in der blauen Ferne, wo Licht, Luft und Erde im Duft versinken, zieht hinter großknöchigem Gauß die bestimmt hinaugezeichnete Silhouette des Pflügers! Alle erhabnen Bilder des Gebirges gebe ich hin um dieses eine Erlebnis des am Rande der Zeit unbekümmert den Acker der Ewigkeit bestellenden Landmannes! — Rechts drüben aber bricht aus der Häuserreihe des großen Dorfes der silvoll-klobige Bierungsturm der altehrwürdigen, romanischen Abteikirche von Schwarzach empor. O gewiß haben die Mönche, die sich immer an den schönsten Plätzen ansiedelten, vor tausend Jahren schon die hinreichende Weite, Wucht und Fülle dieser Ebene zu schätzen gewußt! Der Wanderer aber steht traum-verloren still. Hier spürt er den doppelten Reiz dieser Landschaft besonders stark: er wittert die Nähe des großen Stromes, des grünen Rheins, der — keine Stunde entfernt — hinter Alleen majestätischer Pappeln nach Norden rauscht. Auf der andern Seite aber zieht hinter dem feinen Gitterwerk edelster Birkenreihen die zariblaue Kette des Schwarzwalds in steigender Wogung gen Süden.

Gottlieb Graef / Kumeedi.

Mächtig ist des Mimen heit're Kunst.
 Goethe.

Es ist natürlich, daß für ein Menschenkind wie ich, das von Jugend auf zu Träumerei, Schwärmerei und Wolkengelei geneigt gewesen ist, die holde Welt des Scheins, wie Schauspiel und Theater, das „Kumeedi“, allezeit einen besonders starken Anreiz hatte. Es war immer ein kleines Weltereignis, wenn ein Theatervorstellung, „Kumeediwagen“ genannt, nach dem heimatischen Städtlein gefahren kam und die Komödianten, wenn auch nur als Seiltänzer, Kunstretter und gewöhnliche Scheuernpuzler, vor der staunenden Menge ihre Kunststücke losließen oder im Puppenpiel einem dankbaren, vergnügten Kinderpublikum in drastischem Gu-

mor ein Stück Welt und Leben vor Augen und Ohr führte. Um die Mittagsstunde ließen sich da von der Kreuzgasse her schmetternde Trompetenklänge vernehmen, bisweilen mit dumpfen, geheimnisvollen Paukenschlägen untermischt. Neugierig reden sich zahlreiche Hälse, vornehmlich weibliche, zu den Fenstern heraus. Ein in der Art eines Reichsherolds aufgeputzter Ausrufer als Anführer eines Reitertrupps beiderlei Geschlechts in mehr oder weniger fragwürdiger bunter Gewandung verkündet mit weit-hin schallender Stimme und mit einem Pathos, als ob er ein griechisches Trauerspiel zu beklammern hätte, einem hochverehrten

Publikum den am Abend zu gewärtigenden Kunstgenuss, zu dessen zahlreichem Besuch er mit dem Anfügen einlädt, daß die Erwachsenen „nach Belieben und die Kinder die Hälfte“ bezahlen. Ein aufmunternder Luch beschleht und bekräftigt die Einladung, worauf sich die Kavalkade in Bewegung setzt, um an einer anderen Straßenkreuzung denselben Spektakel zu wiederholen, gefolgt von einer lärmenden, freudig erregten Kinderschar, indes sämtliche Köter des Orts mit ohrenbetäubendem Gebell gegen solch außergewöhnliche Ruhestörung protestieren. Nach beendetem Umzug stürmen die Kinder in heller Aufregung und Festesfreude nach Hause, den Eltern das große Ereignis zu melden, daß am Abend beim Tanzberg oder beim Röhrbrunnen Kameebi sei, und sie um den zu dessen Besuch nötigen Kreuzer zu bitten. Obgleich die auf offener Straße beim trüben rötlichen Schein schwelender Dellampen vorgeführten Kunstleistungen im allgemeinen bescheidenen Anforderungen genügten, war ich doch immer glücklich, dabei einen Blick in die Propyläen der Kunst tun zu dürfen.

Einen Schritt weiter in das Heiligthum des delphischen Gottes tat ich in meinem siebenten Lebensjahr, als ich am fünfzigsten Jahrestag der Leipziger Schlacht einer Aufführung lebender Bilder anwohnte, die Szenen aus Schillers Lied von der Glocke zum Gegenstand hatten. Den Glanzpunkt bildete das Schlussszenenbild, mit der hehren Gestalt der Germania inmitten der geeinten deutschen Stämme, das Ganze von bengalischer Rotglut überglänzt. Ich schwamm in einem Meer höchsten Entzückens, denn schöner konnten auch die Herrlichkeiten des Himmels nicht sein.

Die eigentlichen Bretter, die die Welt bedeuten, ein leidhaftiges, richtig gehendes Theater, bekam ich drei Jahre später zu Gesicht, als eine wandernde Künstlergesellschaft oder Schmiere ihren Muzientempel im Ort aufgeschlagen hatte. Wiewohl Gutenberg die Buchdruckerkunst bereits vierhundert Jahre zuvor erfunden hatte, mußte beim Fehlen einer örtlichen Druckerei der Direktor die Theaterzettel noch in der mittelalterlichen Art der handschriftlichen Vervielfältigung herstellen lassen. Wie beneidete ich da zwei ältere Kameraden um das Glück solch mündlicher Kopierarbeit, die ihnen den jeweiligen kostenlosen Besuch der Vorstellung sicherte. Ich fühlte mich schon glücklich, als es mir eines Tages gelang, einige armselige Brosamen zu erhaschen, die von Apollos Tische fielen, indem mir die Scribenten gestattet, ihnen bei ihrer dramaturgischen Arbeit behilflich zu sein und dadurch zum Verold des Dichters Kleist zu werden, dessen „Räthchen von Heilbronn“ aufgeführt werden sollte. Bei meiner Kenntnis der öfters besuchten Nachbarstadt Heilbronn brachte ich dem Stück ein besonders lebhaftes Interesse entgegen. Ich schwelgte beim Zettelschreiben allein schon in dem beigefügten Untertitel „oder der Traum in der Silvesternacht“, und berauschte mich abends an dem höchstnennenden Namen „Graf Wetter vom Strahl“, der mir das Höchste an Nitterlichkeit und Romantik in sich zu schließen schien. Nun ich in dieses Zauberreich hineingeschmeckt hatte, verlangte es mich mit unwiderstehlicher Gewalt, aus den Vorhöfen in das Allerheiligste, um die aus dem Theaterzettel in meine Vorstellungswelt übergegangenen Herrlichkeiten auch zu schauen. Aber leider hatte ich dazu weder die Altersberechtigung, noch die nötigen Silberlinge. Blutenden Herzens sah ich am Abend des bedeutungsvollen Tages die Menge zu den nur für Kartenbesitzer geöffneten Gassen strömen und verfolgte in meiner erhitzen Phantasie die mir zwar gänzlich unbekannt, aber gleichwohl in meinem Sinn kühnlich ausgedachte Handlung von Akt zu Akt. Eine sich steigende Unruhe bemächtigte sich meiner, bis es mich zuletzt nicht mehr zu Hause litt und der Theaterzettel völlig Herr über mich wurde. Heimlich stahl ich mich fort und gelangte unbeobachtet an den Ort meiner Sehnsucht, als gerade der dritte Aufzug zu Ende ging. Da stand ich denn wie der Ueingeweihte, der sich zu den Eleusinischen Mysterien eingeschlichen hatte, in dem niederen, kümmerlich beleuchteten Tanzsaal auf der hintersten Bank, sah stannend die bewegte Handlung und lauschte weltentrückt dem Dialog der Künstler. Mit klopfendem Herzen durchlebte ich alle Schauer des Entzückens, der Hoffnung, der Furcht und des Schreckens, als handle es sich um mein eigenes Lebensschicksal. Am tiefsten war ich erschüttert, als ich in schauerlicher Naturwahrheit die Schloßmauer einstürzen hörte und die mutige Heldin unter den Trümmern des brennenden Gebäudes begraben glaubte, während die auf einer Pithier erraueten unzulänglichen Glockenklänge beim Hochzeitszug mich nicht minder beglückten, wie diejenigen, die mir später am eigenen Hochzeitsstag erklangen.

Als ich am Ende des Stückes den Kunsttempel mit den darin geschauten Wundern verlassen mußte, fühlte ich mich rauh in die bde Wirklichkeit hinausgestoßen, die um so bedrückender war, als

mir das böse Gewissen keinen freundlichen häuslichen Empfang in Aussicht stellte. Wie der Wächter der Leiche des Polynikes auf seinem Meldegang zu Kreon, gegen dessen strenges Verbot die Dedipustochter dem Bruder die Totenweihung hatte zuteil werden lassen, so strebte in meiner Zweifelsnot auch ich „mit zögernder Eile“ den heimischen Penaten zu Beklommenen Herzens schlüpfte ich hinaus in das Schlafzimmer, wo sich außer den bereits schlafenden Geschwistern glücklicherweise niemand befand, da die gute Großmutter, unter deren Obhut wir Kinder zur Nachtzeit standen, durch die Mehrarbeit des Sonntags in den Wirtschaftszimmern ferngehalten war. Als sie endlich spät zur Ruhe ging, wachte ich noch, und es währte lange, bis die aufgeregten Nerven sich endlich soweit beruhigt hatten, daß der Schlaf mir wohlthätig die Augen schloß. Am andern Morgen konnte ich ebensowenig wie Wilhelm Meister begreifen, wie da nur zwei Türpfeifen sein sollten, wo abends zuvor soviel Herrlichkeit gewesen war. Wenn mir aber in der Folge die Darstellerin der Titelrolle, eine wirklich hübsche Erscheinung, auf der Straße begegnete, erschien sie mir wie ein höheres Wesen, und ich staunte sie an als eine Lichtgestalt aus einer anderen Welt. Es war mein erster Theatersehwarmer.

In den ersten Tagen meiner Hochschulzeit wollte ich das erstmalige Betreten eines großen Theaters mit dem Besuch einer Aufführung der „Antigone“ weihen, die ich im vergangenen Sommer im Original gesehen hatte. Als ich mir zu dem Behuf von meinen Hauswirten, achtbaren Leuten streng pietistischer Richtung, für den Abend den Hausschlüssel erbat, war man entsetzt über solch weltlichen Sinn und malte mir in den düstersten Farben die furchtbaren Gefahren aus, denen sich der junge Mann durch den Theaterbesuch aussetze und die manchem schon den Untergang bereitet hätten. Da vermochten mich diese Vorstellungen nicht zu überzeugen und von meinem Vorhaben abzubringen. Man übergab mir schließlich den Schlüssel zur Pforte, die zum Verderben führt, mit einem Blick, der zu erkennen gab, daß man mich zeitlich und ewig für verloren halte. So ließ ich denn am Abend das erhabene Kunstwerk des Dichters von Kolonos, der darin für göttliche Gebote höhere Beachtung fordert als für Menschenfahung und durch Erregung von Furcht und Mitleid die Seele erschüttert und erhebt, voll auf mich einwirken und fand in dem gewonnenen außergewöhnlichen Eindruck und sittlichen Gewinn das Schillerwort bestätigt, daß „die Schaubühne tiefer und dauernder wirkt als Moral und Gehebe“. Nach der Vorstellung suchte ich tief ergriffen alsbald meine Kamme auf, wo ich vor innerer Erregung während der ganzen Nacht fast kein Auge schließen konnte.

In den folgenden Jahren bot sich dann reichlich Gelegenheit, der Theaterleidenschaft zu frönen, vornehmlich in der Donaukaufstadt, jener Hauptplatzstätte der Kunst. Es war damals die Glanzzeit des Burgtheaters, noch des alten historischen am Michaelerplatz, an das sich für mich die unvergesslichen Namen Charlotte Wolter, Josephine Wessely, Adolf Sonntag, Joseph Lewinsky, Ludwig Gabilon, Bernhard Baumeister, Ernst Hartmann, Fritz Kraffel, Friedrich Mitterwurzer und Karl Meißner knüpfen, lauter Sterne erster Größe, deren unvergleichliche Kunstleistungen ich später nie und nirgends wieder erreicht finden sollte. Eine Besprechung der daselbst gewonnenen Eindrücke möchte hier zu weit führen und sich nicht gut in dem beengten Rahmen einer Schilderung meiner ersten Theatererlebnisse einfügen. Obgleich ich im dortigen Stadttheater unter Heinrich Laube wiederum das „Heilbronner Räthchen“, diesmal aber in vollendeter Wiedergabe zu sehen bekam, mit der berühmten Kathi Schrott in der Titelrolle und dem späteren Intendanten des Karlsruher Hoftheaters August Baffermann als ebenbürtigen Partner, reichte der empfangene Eindruck doch nicht an den erstmaligen von der heimatischen Schmiere heran.

Bühne und Theater ist mir allezeit ein besonders starkes Lebensbedürfnis gewesen, dessen Befriedigung ebensowiel innere Erhebung, Freude und Genuß bereitete, als es auf Geist und ästhetisches Empfinden einen bedeutamen fördernden Einfluß ausübte. Aber je älter ich wurde, desto mehr erforderte ich auch das ganze menschliche Leben als eine Schaubühne, auf der ich selber nicht allein in der Komödie, sondern mehr noch in der Tragödie als Mitwirkender aufzutreten hatte und dabei in unmittelbarer Nähe der Scenerie und der handelnden Personen das raue ernste Seit vom blendenden heiteren Schein oründlich unterscheiden lernte. Schon befände ich mich im letzten Akt des Dramas, der mit auffallender Beifolmung dem Ende zueilt. Möge darin ein allenthalfs steiler Absturz der Handlung mich gewappnet und der geschnürte Knoten eine verführende Lösung finden.

„Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.“

Gunter Mall / Zwei Gedichte.

Mondaufgang.

Des Abends leise Wehmuthflöten spielen,
In schweren Worten räthelt dunkler Mund,
Als könnt' ich fremder Seelen Schmerz erfühlen
Und meertief tauchen zu dem letzten Grund!

Ein silbern Auge dämmert aufgeschloffen,
Wie Vorkenflügel in die späte Welt,
Und ferne Welle, die kein Ufer hält,
Kommt namenlos in meinen Traum geflossen.

Mainacht.

Der frommen Bäume traumerichloffe Seelen,
Umflüstern mich wie leiser Abendwind,
Der Büsche Sehnsucht strömt aus Vogelkehlen
In offene Herzen, bis sie trunken sind.
Wie fremdes Silber liegen Mondscheineere,
In die von jedem Blatt ein Tropfen rinnt
Und blauer Dom der ewigen Himmelschöre
Und Schmerz der Zeit, die dunkle Fäden spinnt